In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 53. Posen, den 26. August 1927. Nr. 53.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von **Reinhold Eichacker.**

29. Fortsetzung.

„Beschwerden? Von wem?"

„Das ist auch ein Roman. Ein Professor aus Dresden bekam eines Tages — vor einigen Wochen — durch einen bekannten Berufsastrologen ein Horoskop, in dem ihm angesagt wurde, um die und die Zeit werde seine Kusine, die seit sieben Jahren gelähmt bei ihm wohnte, ganz plötzlich geheilt werden wie durch ein Wunder. Na, und um die Zeit kam der Russe nach Dresden, erklärte, bestimmt zu sein, diese Kusine vollkommen zu heilen, doch müsse der Vetter — das war der Professor — dem Orden, der ihn zu ihm schickte, zehntausend Mark schenken. Es kann auch sein, daß es noch mehr war. Na, zehntausend Mark sind ein kleines Vermögen, das man nicht so fortschmeißt. Der Mann hatte also zuerst Bedenken und wollte nicht zahlen. Er wandte sich deshalb an den Astrologen und hörte, daß ihn ein Unglück bedrohe, wenn er der gelähmten Kusine nicht helfe. Da zahlte er also. Der Russe erklärte, er müsse das Mädchen nach Hause mitnehmen, um sie zu behandeln. Man habe ihn jetzt telegraphisch gerufen, um irgendwo irgendwen — ein hohes Tier — vom Tode zu retten. Er müsse nach Hause. Der Mann tat auch das, brachte seine Kusine hierhin, zu dem Russen. Nach acht Tagen kam plötzlich auf einem Zettel ein Brief der Kusine, von ihr selbst geschrieben, obwohl ihre Hand doch seit Jahren gelähmt war. Es ginge ihr besser, sie könne schon schreiben. Es sei wie ein Wunder. Und Krasputin legte dem Mann freundlich nahe, die Heilung der Kranken durch weitere Zahlungen zu unterstützen. Als das sich so einige Zeit wiederholte, da ging dem Professor allmählich ein Licht auf. Er fuhr selber her, machte Krasputin Szenen, sprach mit der Kusine, erfuhr, daß sie wirklich die Briefe geschrieben, doch daß man ihr dabei — die Hand geführt hatte! Sie selber war noch so gelähmt wie seit Jahren. Krach, Drohung, — der Russe erklärte, er könne nur so ihre Heilung bewirken. Wenn er die Behandlung durch Unglauben störe, sei alles umsonst und die Kranke verloren. Der Mann war aber doch schon zu helle geworden. Er nahm die Kusine wutschnaubend nach Dresden und zeigte den Fall an. Jetzt liegt er bei uns hier."

„Und?"

„Noch nichts zu machen. Es war eine Schenkung. Dazu an den Orden und nicht an den Russen. Wohltätigkeitszwecke. Es fehlt der Beweis für den Eigennutz also. — Ein zweiter Fall wurde aus London gemeldet. Dort sagte ein Mann aus, er habe in einem Gelähmten, den Krasputin heilte, bestimmt einen Mann erkannt, der früher mit ihm die Schule besuchte und niemals gelähmt war. Er sagte es übrigens vor allen Leuten und auch vor dem Russen, als der den Mann heilte."

„Mit welchem Ergebnis?"

„Die anderen haben ihn scheußlich verprügelt für seinen Verdacht gegen ihren Messias! Was wollen Sie tun? Fahren Sie jetzt hinüber ins Gralshaus und sagen Sie laut, was Sie wissen. Es geht Ihnen ähnlich. — Das Fräulein van Hoogh leitet übrigens drüben die Haushaltsabteilung. Man sieht sie fast stets mit dem Russen zusammen. Sie gilt als die Herrin des ganzen Betriebes." Rolf Matterton ballte die Faust in der Tasche.

„Na warte nur, Junge, es kommt noch zum Klappen. — Im übrigen habe ich auch was zu melden."

Er holte ein Telegramm aus seinem Schreibtisch und reichte es Merz hin. Der las, seinen englischen Text übersetzend:

„... Fred Ahrenberg, alias Fritz Paul Martiner, geboren 10. 4. 83 in Boston, Beruf Akrobat, war bis Juli des Jahres in Neuyork gemeldet. Vorstrafen: zwei Jahre Gefängnis für Diebstahl, zehn Monate Zuchthaus für Urkundenfälschung. In Mordsache Valentin zweimal verhaftet, beweislos entlassen. Seit Juli des Jahres angeblich auf Reisen. Gruß Salten, Inspektor."

„Was heißt das?" frug Merz, immer wieder verwundert nach Matterton starrend, der schmunzelnd am Tisch saß. „Ist das dieser Ahrenberg, — der mit dem Russen ...?"

„Derselbe! — Mein alter Freund Salten ist drüben Inspektor. Ich wandte mich an ihn und bat ihn um Auskunft. Dadurch wurde meine Vermutung bestätigt, daß dieser Fred Ahrenberg richtig der Bruder des Pflegepapas meiner Freundin van Hoogh ist."

„Wieso?" schreckte Merz hoch.

„So lesen Sie! Alias Fritz Paul Martiner. Der Bruder hieß Arthur. Na, glauben Sie jetzt, daß der Mann einen Grund hat, als Totengespenst durch die Villa zu geistern und sich um die fünfzehn Millionen zu grämen?"

Der lange Inspektor war immer noch sprachlos.

„Ja — Himmelkreuzdonner —, wodurch kamen Sie denn auf diesen Gedanken?!"

Rolf Matterton holte ein Bild aus der Tasche.

„Wodurch? Durch dies Photo. Ich fand's in der Villa. Das sind beide Brüder. Der Jüngere hier unser Freund Ahrenberg. Damals war er noch schöner."

„Hm, — tscha !— Augen, — Mund —" machte Merz, mit dem Bild in den Händen — „tscha — hm —, eine Aehnlichkeit ist nicht zu leugnen. Dazu die Depesche —"

„— der Einbruch, die Erbschaft, die Kenntnis des Ganges et cetera et cetera — genügt's immer noch nicht?" frug Matterton spöttisch. „Ich dachte mir's schon lange. Es war nur so schwierig, die Fährte zu finden. Der Mann war ja fast zwanzig Jahre auf Reisen. Ich schrieb mir die Finger wund. Ohne Ergebnis. Daß er in Neuyork war, ist mehr als ein Dusel. Die Polizei führt dort verdammt gute Bücher."

Merz schaute verlegen zum Schreibtisch hinüber.

„Und ich war, — weiß Gott — ein verdammt großes Hornvieh bei dieser Geschichte!“

Rolf Matterton lachte.

„Ich bin viel zu höflich, um — zu widersprechen!“

*

... Schweigend, als riesiger, schwarzer Block dehnte das prunkvolle Fürstenpalais, das jetzt Gralshaus war, sich in die Nacht. Eiserne, kunstvoll geschmiedete Tore verschlossen den Zugang zur äußeren Welt. Die Parkriesen wogten und ächzten im Schlaf. Ein Wolkenheer jagte wild über den Mond, der unheimlich nah schien, in frostiger Pracht... Er warf grelle Streifen zum spiegelnden Teich und griff nach den schlafenden Fenstern hinab. Nur e i n Zimmer wachte im oberen Stock. Das Mondlicht fiel flimmernd und weich in den Raum. Der Schatten der Baumkronen tanzte und zog sich spukhaft darin. Der Nachtwind strich über die Scheiben. Es klang wie weinende Stimmen, wie Totengesang...

Die Tischlampe warf einen grellweißen Kreis. Sonst Stille und Nacht...

Im Dunkel des Zimmers wuchs bleich ein Gesicht, — ein Körper, — ein Mensch... Nikolaj Krasputin... Regungslos, starr, die Augen geweitet, den Hals vorgestreckt, die Hände ins Polster des Sessels gekrallt...

„Schweigt!“ zischte er wild in die Stille hinein — „ich fürchte euch nicht, — nein! — ich rief euch auch nicht! Geht! Fort! Hört Ihr nicht?“

Er stieß seinen Arm wütend vor sich ins Licht und sah schief nach oben, als drohe man ihm von der Decke herab. „Was zerrt Ihr an mir? Mein Gehirn schwebt im Licht. Verdreht doch den Faden nicht, an dem es hängt! Ich sehe nichts mehr, wenn Ihr so daran zieht!“

Er preßte die Hände fest auf seinen Kopf. Er stöhnte vor Schmerz.

„Alles liegt frei und wund! Der Mond oben brennt große Löcher hinein! — Juschuschka, sieh, wie sie mich quälen! Wo bleibst du so lange? Hilf, jag' sie mir fort!“

Sein Stöhnen war leichter. Er atmete auf.

„Ah — endlich! Mein Kopf schließt sich langsam. Der Mond kann nicht mehr herein...“

Er legte ermattet den Kopf auf den Tisch. Minutenlang saß er wie in tiefstem Schlaf. Dann fuhr er jäh hoch und wehrte ein Etwas, das nach ihm griff, ab...

„Was wollt Ihr von mir? — Warum flucht Ihr mir jetzt? Gestern jauchztet Ihr noch! Was tat ich euch denn?!“

Mit einem Satz sprang er auf, hinter den Stuhl und hielt ihn als Schutzwand abwehrend vor sich.

„Ihr steinigt den Mann, der euch Gutes getan! So viele geheilt hat! — hisch! — hisch!“ zischte er wie ein wütendes Tier, — „Mein Blick hält euch fest. Ihr erreicht mich ja nicht! Strengt euch doch nicht an!“

Er lachte gedämpft mit verzerrtem Gesicht. Dann schrak er zusammen und wich totenbleich an die hintere Wand.

„Jetzt schließen sie drüben das Meer für mich auf!... Nicht! Nicht! — Laßt es zu! Sonst ersäuft ja die Welt! Hört doch! Laßt es zu!...“

Schreiend sprang er zurück.

„Da! Es kommt bergehoch! Reißt die Wellen zurück! Läutet Sturm!... Ueberschwemmt — Himmel! — über mir — ah...!“

Röchelnd griff er zum Hals, stürzte über den Stuhl, rollte mitten ins Licht...

Draußen klapperten hastige Schritte herauf. Eine Hand suchte laut an der Türe herum, riß sie auf...

Ahrenberg stürzte aufgeregt fragend herein...

„He! — Was gibt's, Krasputin? — Warum schreist du so laut? —“

Er starrte erschreckt auf den Teppich hinab und zuckte zusammen.

„Zum Teufel! — Das ist...!“

Prüfend kniete er neben Krasputin hin, der totenblaß, regungslos ausgestreckt lag, die Hand in das Fell einer Matte gewühlt.

„Du! — Krasputin! — Hörst du?“

Er legte den Kopf fest an seine Brust und nickte besorgt. Behutsam schob er seinen Arm unter ihn, trug ihn auf den Diwan und öffnete ihm Kragen, Weste und Hemd.

Er nahm eine Vase, die neben ihm stand, und tauchte ein Tuch in ihr Wasser hinein. Den Strauß roter Rosen warf er an die Wand.

„Krasputin! — Nikolaj!“ frug er erneut und legte das nasse Tuch auf seinen Kopf...

Ein zitternder Seufzer hob Krasputins Brust. Er stammelte russische Worte hervor und lag wieder still. Sein Atem ging ruhiger. In sein Gesicht kam spärliche Farbe.

„Macht! —“ hauchte er schwach. „Ich will —“

Plötzlich schlug er die Augen weit auf. Seine Hand fuhr zurück, stützte sich suchend auf. Mühsam hob er sich hoch.

Ahrenberg legte den Arm schnell um ihn und sah ihn fragend an.

„Wer? — Wo bin ich — ach so — du!“ sagte Krasputin laut. „Warum hältst du mich fest? Warum liege ich hier? — Wieviel Uhr ist es jetzt? — Sag' ihr — daß ich... Ach so! —“ unterbrach er sich selbst und stand unsicher auf.

„Ueberanstreng dich nicht!“ mahnte Ahrenberg ihn. Doch der Russe schob ihn nach der Seite zurück und nahm sich einen Stuhl. Nachdenklich, wie überlegend sah er in dem prunkvollen Zimmer umher, in dem er sonst seine Patienten empfing. Sein Blick suchte Arenbergs schmales Gesicht. Er sah dessen Nachtkleidung und nickte stumm.

„Danke dir? — Weiß noch ein anderer —?“

„Nein. Ich war allein. Hast du den Zustand schon öfter gehabt?“

Krasputin schwieg eine Weile, dann bog er die Stirn ins Mondlicht zurück.

„Oefter? — Ich weiß nicht. Als Knabe vielleicht. — Wenn mein betrunkener Vater mich schlug.“

Ahrenberg schüttelte sinnend den Kopf.

„Solltest dich schonen! Du willst viel zu viel. Nimm dir doch Zeit! Warum hetzest du so?“

„Ich? — Weil ich muß. — Sorg', daß keiner im Gralshaus erfährt, was hier geschah! Geht sie nichts an. Uebrigens ist jetzt schon alles vorbei. Schlaf! Geh in Bett! Denk nicht weiter daran!“

(Fortsetzung folgt.)

Peter Hösch und das Mädchen.

Novelle von Paul Kirchhoff.

Hertha sah den langen, blonden Jungen, der in verlegener Keckheit vor ihr stand, mit ehrlicher Ueberraschung an. Dann schritt sie schweigend durch den Raum, dessen dürftige Möbliertheit unter mannigfachen Merkmalen eines persönlichen Geschmacks fast verschwand, und blieb dicht vor Kurt stehen: „Ein Staatsstreich, mein Junge! Du bist einundzwanzig?“

Er suchte männliche Ueberlegenheit zu sammeln: „Zweiundzwanzig demnächst!“ Aber schon glühte rasche Empfindsamkeit in seinem Knabengesicht auf: „Im übrigen ist mir die Sache zu ernst, um sie in kindischem Frage- und Antwortspiel zu erledigen.

„Du liebst mich also? Ein dreißigjähriges, altes Mädchen?“ fuhr sie unbeirrt fort.

„Guck in den Spiegel — und dann nimm mir's übel!“ — Die burschikose Leichtigkeit des Tones sollte sie entwaffnen.

Sie lächelte: „Und du bist dir aller Folgen deines — Heiratsantrages bewußt?“

Sein weiches Gesicht legte sich plötzlich in strenge Falten. Er griff nach der Studentenmütze. „Wenn du beliebst, ironisch zu werden, dann habe ich hier nichts mehr zu suchen!“

Da stand sie wieder dicht vor seiner verletzten Burschenwürde und strich ihm, ohne sich recken zu müssen, nachsichtig und behutsam über die glatte, straffe Frisur: Lassen wir's gut sein, Kurt! Vergessen wir diese letzte Viertelstunde!“

Er aber entzog sich ihr heftig und wandte sich zum Fenster. Seine Finger begannen einen nervösen Marsch auf der Scheibe zu trommeln. Dann, nach kurzer Pause, warf er, scheinbar leichthin, ein paar Trostworte zurück: „Also gut, vergessen wir das Vorgefallene.“

Hertha trat neben ihn und legte begütigend den Arm um seine Schulter. In diesem Augenblick erschien draußen in der menschenleeren Straßen, die stracks auf das Haus zu führte, die Gestalt eines Mannes. Auf gedrungenem Körper pendelte ein mächtiger Schädel, der offenbar durch den raschen, ungleichmäßigen Gang der leicht gekrümmten, kurzen Beine und den einwärts säbelnden Schritt der Füße in mitschwingende Bewegung versetzt wurde. Die Annäherung des Herankommenden vollzog sich in deutlich erkennbarer Zickzacklinie. Und während die eine Hand einen verbrauchten, erdfarbenen Hut schwenkte, gestikulierte die andere, die zwei dicke Bücher umfaßtete, mit sonderbar eckigen Bewegungen, als wollte sie die Argumente einer ungeklärten Gedankenfolge nachdrücklich unterstützen. Als der Mann plötzlich im hastenden Wiegeschritt innehielt und grübelnd den Kopf hob, erkannte man in der mächtig gewölbten Stirn, der kühnen Nase und dem buschigen Schnurrbart eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Dichter-Philosophen Nietzsche.

Kurt lachte trocken auf. Die Erscheinung des Mannes, die ebenso eigenwillig wie unbeholfen wirkte, bot ihm gewünschte Ablenkung. „Peter Hösch, der Privatdozent, Nietzsche der Zweite“, spöttelte er. „Dein wertgeschätzter Stubennachbar, meine Liebe. Der ödeste Kauz in unseren Hörsälen!“

Ihr Arm glitt von seiner Schulter herab. Merklich kühler als bisher klang ihre Stimme. „Du wirst geschmacklos, mein Freund. Du urteilst vorlaut, wo dir ein Urteil kaum zustehen dürfte.“

Das geschärfte Ohr des Abgewiesenen spürte Kampfbereitschaft und Wärme zugleich in diesen Worten. Gereizt fuhr er auf: „Anmaßend ist dieser Mensch! Mit dieser Ansicht stehe ich nicht allein. Aber man wird Gelegenheit finden, seinen Dünkel zu dämpfen.“

Um ihren Mund zuckte eine heftige Antwort. Sie schwieg jedoch und wandte sich rasch beherrscht mit ruhiger Bewegung ab. Kurts Redeschwall aber war unhemmbar im Flusse: „Wir haben den Herrn Privatdozenten heute abend zu Gast. Im engen Kreise seiner Hörer. Weil es so üblich ist. Nicht etwa aus Liebe. Diese Weisheitsscheune mit dem mangelhaften Unterbau ist nirgends beliebt. Vielleicht mit einer Ausnahme, die nicht weit zu suchen ist.“

Seine Absätze klappten. Man spürte, ohne hinzusehen, die einwandfreie Korrektheit seiner knappen Abschiedsverbeugung. Die Tür fiel hinter ihm zu. Hertha lächelte gleichmütig. Hemmungslosigkeit eines gekränkten Knaben. Nun hörte sie Hösch im Zimmer auf und ab gehen. Nein, — liebenswürdig im landläufigen Sinne war dieser Sonderling nicht. Aber ob er nicht doch zu allem Wissen, das hinter seiner prachtvollen Stirn gestapelt lag, auch einige Quentlein Herzenswärme aufgespeichert hatte? Ob er wohl lieben konnte?

Unvermittelt fand sie sich vor dem Spiegel. Reckte die Arme und faltete die Hände am Hinterkopf über dem dichten, dunkelblonden Haar, daß ihr die gestrafften Brüste aus dem Glas entgegendrängten. Ob er wohl lieben konnte, dieser scheue, knurrige Eigenbrötler?

Eine leichte, zuversichtliche Heiterkeit kam warm und befreiend über sie. Trällernd, mit lässigen Händen, schob sie die Bücher, Papier und Gerät zwecklos zurecht. Worte wuchsen unvermerkt in die fröhlich summende Melodie: sie sang.

Erschrocken hielt sie aber gleich darauf inne. Ein harter Gegenstand polterte von drüben wider die Wand; ein zweiter folgte. Grollendes Knurren schloß sich an, das langsam verebbte.

Verblüfft starrte das Mädchen nach der Stelle des Geräusches: dieser eigenartige Versuch, sich durch dröhnende Wurfgeschosse bemerkbar zu machen, stammte zweifellos nicht aus dem Kodex der guten Sitten und Manieren. Und er zeugte sicherlich nicht von Neigung zu zarter Galanterie, noch von allzu großer Höflichkeit. Rasch aber wuchs, unverdrängbar, das überlegene Heiterkeitsgefühl erneut in ihr auf: Grobian! sagte sie halblaut. Wie — wenn man ihn nun unvermittelt in die Enge trieb, wenn man ihn sofort zur Rede stellte! Er fühlte sich wohl sicher in seinem Bau? War ers wirklich?

Noch ehe Bedenken in ihr aufzuwachen vermochten, hielt sie die Klinke seiner Tür in der Hand, öffnete und stand vor ihm: Zwischen Bücherbergen, die auf allen Möbeln in den bizarrsten Schichtungen aufwuchsen, wandte sich ihr aus einem Sessel der mächtige Kopf zu. Aber der heftig erschreckte Blick des Mannes, der sie kaum streifte, um dann scheu abzuirren, nahm auch ihr die leichte Sicherheit. Fühlbar schlug ihr Herz, als sie sich zum Sprechen zusammenraffte: „Mein Gesang hat sie gestört. Sie haben mir das sehr eindringlich zur Kenntnis gebracht. Nehmen Sie meine ergebenste Entschuldigung entgegen, Herr Nachbar.“

Der Scherz mißlang. Die Worte kamen trocken aus beengter Kehle. Inzwischen hatte sich Hösch gefaßt und erhoben. Seine Erwiderung klang humorlos mißbilligend, herb und gewichtig: „Sie haben gesungen, mein Fräulein. Das läßt sich nicht verbieten. Aber Sie singen falsch. Sie detonieren bedenklich in der Höhenlage. Das darf man auch dem gutmütigsten Nachbar nicht zumuten.“

Wie hatte diese Begegnung geendet? Als Hertha bereits wachen Auges den Kopf in die Kissen barg, grübelte sie darüber nach. Zum Schluß hatte er sich entschuldigt. Mit fast weltmännischer Höflichkeit. Sie aber war in hilflosem Kleinmut aus dem Zimmer, das sie so kühn betreten, wie ein gescholtenes Schulkind geflohen. Aber sie schämte sich dieser Flucht nicht. Während ihre Lider schwer wurden, empfand sie ein erwärmendes Glücksgefühl darüber, daß er der Ueberlegenere gewesen war.

Halb schon im Schlaf hörte sie, daß Hösch sein Zimmer verließ. Und ihr schien, als habe er vor seinem Weggang noch eine Weile zögernd und lauschend an ihrer Tür verharrt.

In der Nacht fuhr die Schläferin auf. Man hatte an die geschlossenen Fensterläden geklopft. Eine Stimme sprach. Kurt? Sie schwieg, bis hallende Schritte weiter tappten. Dann huschte sie zum Fenster. Da lag, durch den unteren Spalt des Ladens geschoben, ein Zettel: Er schläft im Goldenen Hirsch. Die alkoholmüden Beine weigerten den Heimgang. Sein Nietzsche-Profil hat etwas gelitten.

Unruhe glühte heiß und quälend in ihr auf. Was bedeutete diese boshafte Anspielung? Die hämischen Worte Kurts fielen ihr ein und gewannen lastendes Gewicht.

Als bald darauf der geschwätzige Morgenlärm der Spatzen in den Straßenbäumen begann, kleidete sich Hertha rasch an. Aber erst in der kühlen Luft der leeren Straße empfand sie das Ziellose ihres Beginnens. Was wollte sie? Ihn erwarten? Ihm helfen? Ihm nahe sein?

Aus grübelnder Unrast blickte sie auf. Da kam ihr in einiger Entfernung ein Mann entgegen: Ein mächtiger Schädel pendelte auf breiten Schultern, die leichtgeschweiften, kurzen Beine regten sich widerwillig in regellosem Wiegeschritt.

Sie schrak zusammen. Zugleich aber auch hatte er sie erblickt. Ein bekanntes, doch auffallend verändertes Gesicht starrte ihr einen Augenblick entgeistert entgegen, der Mann riß sein Taschentuch vor den Mund, überquerte die Straße und begann plötzlich zu laufen.

Er lief, rannte, jagte haltlos dahin. Wie ein Gehetzter zerruderte er mit Schultern und Armen die Luft und wirbelte mit kurzen Beinen einen grotesk hinfegenden Sausetanz. Einige Arbeiter staunten ihm lachend und rufend nach. Aus geöffneten Fenstern stießen zausige Frauenköpfe in früh erwachter Neugier. Plötzlich verharkten sich seine Füße und Beine. Er stolperte heftig, schwang die Arme jäh voraus und fiel. Platt, mit gebreiteten Gliedmaßen, lag er auf dem Asphalt.

Zwei Vorübergehende sprangen hinzu und halfen ihm auf. Als Hertha eilend, in angstvoller Hast, zu der Gruppe trat, starrte ihr ein sonderbares Gesicht entgegen: der dichte schwarze Schnurrbart unter der kühnen Nase war verschwunden. Ein dünner, kahler, lächerlich hilfloser Mund regte sich an seiner Stelle und durchquerte das erschöpfte Gesicht wie ein alberner Makel.

„Lottergesellen,“ grollte der gedemütigte Mann. — „Verruchte Lotterbuben! Während ich schlief . . .“

Hertha übersah den Zusammenhang der Dinge sofort auch ohne nähere Erklärung. Aber weder die Empörung über die Urheber des üblen Streiches noch die lächerliche Absonderlichkeit des Vorgangs kamen ihr in diesem Augenblick zum Bewußtsein. Ein warmer Strom gebefreudigen Mitgefühls durchspülte ihr Herz. Sie spürte übermächtig: Hier brauchte ein eigenwilliger, wertvoller Mensch, der täglich im trüben Wirbel kleiner Daseinsstücken zu versinken drohte, rasche und aufrichtige tätige Hilfe. Mit der gütig zwingenden Geste mütterlicher Fürsorge ergriff sie den Arm des Willenlosen.

„Es ist kein unheilbares Unglück,“ sagte sie mit heller, fröhlicher Zuversicht. „Wir werden es wacker zusammen tragen, Peter Hösch!“

Da glomm um den nackten, unbehilflichen Mund des Mannes ein glückliches Lächeln, das sein entstelltes Gesicht seltsam verjüngte und verschönte.

Geheimfächer.

Alte Sekretäre.

Ungelöschte Konten. Verschwundene Vermächtnisse.

Kennen wir sie nicht alle, diese geheimen Schubfächer, die durch eine besondere Feder zu öffnen sind und in denen irgendwelche wertvollen oder geheimnisreichen Schriftstücke aufbewahrt werden? In den Möbeln unserer Tage sind sie aus der Mode gekommen, das Geheimnis blüht im 20. Jahrhundert nicht mehr. Heute wird alles gleich an die große Glocke gehängt oder durch den Rundfunk bekannt gemacht, und die alten Jüngferchen, die solch ein Fach mit inniger Liebe hüteten, weil es aus goldener Jugendzeit einen unersetzlichen Schatz barg, sind im Aussterben.

Meist haben diese alten Fächer in Sekretären und Schreibtischen ja nur ein begrenztes Privatinteresse, es gibt jedoch auch berühmte Geheimfächer bzw. Geheimkästen, die geschichtlich großes Aufsehen gemacht haben. Da ist zum Beispiel ein vielbesprochener Geheimschrein, der sich im Besitz der letzten Zaren von Rußland befand. Er hatte ursprünglich dem Zaren Paul I. gehört, der im Jahre 1801 starb. Auf dem Deckel des Kästchens befand sich, in der eigenen Handschrift des Herrschers, die Bemerkung: Erst in hundert Jahren zu öffnen. So blieb das Kästchen im Zarenpalast stehen. Was mochte es enthalten? Staatsgeheimnisse, Prophezeiungen, Kostbarkeiten oder eigene liebe Erinnerungen? Die Phantasie konnte Freudensprünge aufführen, hier gab es keine Grenze des Möglichen. Hier war Spielraum für die kecksten, verwegensten Kombinationen. Man hätte — nach Parallelflächen zu urteilen — annehmen sollen, daß das Jahr 1901 eine Brandung des Interesses gebracht hätte; das Wetten abgeschlossen worden wären hinsichtlich des wirklichen Inhalts des Kästchens, daß Reporter und Photographen sich zu dem bedeutsamen Augenblick der Eröffnung eingefunden hätten. Was aber geschah, war fast noch wunderbarer, als irgend ein Inhalt hätte sein können: das Jahr 1901 ging vorüber, ohne daß der Geheimschrein geöffnet wurde. Liegt der Natur des Russen die Neugier fern? Oder sind hundert Jahre eine zu lange Zeit, um eine Spannung zu bewahren? Hatte man das Kästchen mit seiner rätselvollen Aufschrift vergessen? Tatsache ist, daß es sich noch 1914 uneröffnet auf seinem Platz befand! Nun aber soll in den Jahren des Aufruhrs und der Wirren der Schrein verschwunden sein. Wohin er geraten ist, weiß niemand, — wer sein Geheimnis aufgedeckt [illegible]

unaufgeklärt bleiben. Was vor hundert Jahren ein russischer Zar der Nachwelt zu übermitteln gedachte, ist nie in die Hände der Nachfahren gekommen.

Auch in Privatbesitz gibt es geheimnisvolle Kisten, die jahrzehnte, ja jahrhundertelang ungeöffnet bleiben. Aus welchem Grunde? Oft wird die Interesselosigkeit der Erben und späterer Besitzer schuld sein. So lagerte zum Beispiel in dem Hause eines Vororts von London eine alte, wurmstichige Kiste, die sorgfältig versiegelt war. Erst nach Jahrhunderten, im Jahre 1912, wurde sie geöffnet, und da stellte sich heraus, daß sie höchst wertvolle geschichtliche Dokumente enthielt aus der Zeit Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth. Diese Dokumente konnten zu hohem Preise verkauft werden, so daß die alte Kiste sich ihren jetzigen Eigentümern gegenüber als segensvoll erwiesen hat.

Auch in den Gewölben verschiedener Londoner Banken lagern geheimnisvolle Kisten, die Jahrhunderte alt und deren Eigentümer unbekannt sind. Sie müssen nach den Statuten der Banken aufbewahrt werden, bis ein gesetzlich begründeter Anspruch an sie geltend gemacht wird. Es wird vermutet, daß sie Silber und Dokumente enthalten. Wenn nicht eines Tages die Kisten in Staub zerfallen, wird man nie erfahren, was sie bergen; denn daß sich jetzt noch ein berechtigter Erbe melden sollte, ist mehr als unwahrscheinlich. Es geht damit wie mit zahllosen Konten, die ungelöscht und unerledigt in den Büchern der Banken stehen, weil ihre Inhaber in früheren Zeiten auf Weltreisen umkamen und ihre Erben nicht wußten, bei welcher Bank ihr Vermögen deponiert war. Manch einer möchte heute ein reicher Mann sein, wenn er seine Erbansprüche an rechter Stelle geltend machen könnte. In unendlich vielen Familien gibt es irgend einen alten Erbonkel oder eine Erbtante, deren Vermögen auf diese Weise verloren gegangen ist, ohne daß man irgend einen Nachweis zu führen imstande war.

Mehr Glück hat eine Pariserin, die durch Zufall doch noch in den Besitz der ihr zugedachten Erbschaft kam. Eines Tages nämlich fand ein Mann auf der Straße eine schwere Metalldose, die sorgfältig verschnürt und versiegelt war. Er brachte sie auf das nächste Polizeibüro, wo sie aufbewahrt wurde. Nach einiger Zeit machte eine Frau Besitzansprüche an die Dose geltend, und zwar begründete sie sie folgendermaßen: ihre Mutter war gestorben und hatte ihr kurz vor ihrem Tode mitgeteilt, daß sie die Ersparnisse ihres Lebens in eine Metalldose getan und diese — aus Angst vor Dieben — in der Regenrinne unterm Fenster befestigt hatte. In diesem Versteck hatte die Tochter die Dose vergeblich gesucht. Die Befestigungen hatten sich gelöst und die Dose war auf die Straße gefallen. Da die Angaben der Tochter über den Inhalt der Dose — nicht weniger als 6000 Goldfranken — genau stimmten, konnte ihr ihr Eigentum zurückgegeben werden. Aber wie gesagt: nicht alle Erben können so von Glück sagen. Sehr oft müssen sie trauernd ihr gutes Recht vermodern und verjähren sehen

Aus aller Welt.

Das Radio als Detektiv. Schon die drahtlose Telegraphie war für die Verbrecher eine höchst unsympathische Erfindung. Wie sich ältere Leute erinnern werden, war ihr erstes Opfer der Engländer Dr. Crippen, der nach Ermordung seiner Frau in Gesellschaft seiner Geliebten nach Amerika ausriß und sich ausgerechnet das erste Schiff aussuchte, das mit einem Marconi-Apparat ausgestattet war. Er wurde signalisiert, nach diesem Signalement vom Kapitän erkannt, in Neuyork unter fester Bedeckung zurückgesandt und gehängt. Jetzt melden die Blätter einen interessanten Fall aus Serbien. In Belgrad hatte ein Bankbeamter einige 100 000 Dinar unterschlagen und war damit in des Waldes tiefste Gründe, irgendwo in ein serbisches Dorf mitten im Lande, geflüchtet. Hier richtete er sich im Wirtshaus häuslich ein und gedachte seine Tage in dieser angenehmen Zurückgezogenheit zu verbringen, bis Gras über die Geschichte gewachsen wäre und er über die Grenze könne. Eines Tages saß er bei einem opulenten Abendessen und freute sich des gelungenen Streichs. Zur Unterhaltung diente ihm der Lautsprecher, der ihn mit den Ereignissen der großen Welt in diesem Dörfchen in Zusammenhang brachte. Da plötzlich wurde er wachsbleich. Der Lautsprecher nämlich sprach laut, deutlich und rücksichtslos von seiner Tat und gab sein Signalement so klar und unmißverständlich, daß er gar nicht zu verkennen war. Er schwankte in sein Zimmer und kämpfte die nächste Nacht über mit sich, ob er Selbstmord begehen oder sich stellen solle Am nächsten Morgen entschloß er sich zu letzterem, und die Bank bekam den größten Teil ihres Geldes wieder. So leistet der Lautsprecher Dienste, wie sie weder Steckbrief noch Detektiv so leicht und glatt fertig bringen.

Der streitsüchtige Hahn. Zürich. In der Ortschaft Retstal bei Glarus gibt es in einer Gartenwirtschaft einen Hahn, der mit seinem großen und berühmten Vetter in Gallien die üble Eigenschaft gemein hat, harmlosen Nachbarsleuten, die aus irgend einem Grunde seinen Zorn erregen, an den Hals zu springen, um ihnen die Augen auszuhacken. Jeder andere würde diesen kampflustigen Vogel einfach durch einen anderen Hahn ersetzt haben, um möglichen Weiterungen aus dem Wege zu gehen. Nicht so die Eigentümerin des Geflügelhofes. Unberechenbar wie manchmal die weiblichen Zuneigungen sind, nahm sie lieber das Risiko von allerhand Unannehmlichkeiten auf sich, als daß sie sich entschloß, ihrem gewalttätigen Liebling, dem stolzen Beherrscher der Hennen, an dem auch ihr Herz hing, kurzer Hand den Abschied zu geben. Und diese Schwierigkeiten ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Zwar hatte die glückliche Besitzerin dieses Prachtexemplars von einem Hahn den Stall mit einem drei Meter hohen Drahtgitter versehen lassen, wie es sich für ein so wildes und gefährliches Tier geziemte, aber die Maschen waren, wie sich nur zu bald zeigen sollte, nicht eng genug, um argem Unheil vorzubeugen. Denn als die kleine 2½jährige Hedwig Schnyder eines Tages mit anderen Kindern dort spielte und dabei, nichts Böses ahnend dem Gitter zu nahe kam, sprang der schlimme Raufbold mit einem Satz auf sie zu und versetzte ihr einen Schnabelhieb, der dem armen Kind das rechte Auge kostete. Was war da zu machen? Der Vater erinnerte sich einer Bestimmung des Obligationsrechtes, wonach für den von einem Tiere angerichteten Schaden derjenige haftet, der es hält, wenn er nicht nachweist, daß er alle gebotene Sorgfalt in der Verwahrung und Beaufsichtigung angewandt habe, und strengte dementsprechend eine Schadenersatzklage für 5000 Franken an, was im Hinblick auf die schreckliche Verstümmelung sicherlich nicht zu viel war. Gewöhnlich findet der betreffende Paragraph auf Schäden Anwendung, die durch Rindvieh, Pferde oder Hunde verursacht werden; daß auch ein Hahn als Missetäter in Frage kommen kann, ist noch nicht dagewesen. Das Gericht in Glarus wies denn auch die Forderung der kleinen Klägerin, vertreten durch ihren Vater, ab mit der Begründung, die Besitzerin habe alles Notwendige zur Verhütung von Unfällen getan, während das Kind elterlicherseits nicht genügend überwacht worden sei. Das Glarner Obergericht war indes anderer Ansicht. Die Eigentümerin, so führte es aus, habe den bösartigen Charakter des Tieres gekannt und daher dafür sorgen müssen, daß der Hahn keinen Schaden anstiften konnte. Allerdings hätten auch die Eltern das Kind vom Hühnerhof fernhalten sollen. Deshalb sei nur die Hälfte des eingeklagten Schadens zu ersetzen. Trotzdem der Oberste Gerichtshof, das Bundesgericht, bis zu dem der Prozeß getrieben wurde, dieses letztere Urteil einstimmig bestätigt hat, kann man es nicht gerade als ein salomonisches bezeichnen. Denn 2500 Franken für ein Auge erscheint als Bewertung entschieden zu niedrig gegriffen. Bereichert ist aber die Rechtsprechung durch diesen originellen Fall der Haftung für Tiere.

Fröhliche Ecke. 

Neue Automobil-Anekdoten.

Orientierung.

Herrenfahrer Krause kam mehrere Stunden nach dem Zusammenstoß endlich wieder zur Besinnung.

„Wo bin ich?" war seine verwunderte Frage.

„Auf Nr. 24," entgegnete die Krankenschwester.

„Irrenhaus, Hospital oder Gefängnis?" begehrte Krause zu wissen.

Nervös.

Bankier Goldstein hatte sich, als er sein Auto kaufte, fest vorgenommen, er stets mit ruhiger Bedächtigkeit zu fahren. Aber eines Tages mußte er doch vor dem Richter stehen, um sich wegen zu schneller Fahrt zu verantworten.

„Wie konnten Sie nur die enge Dorfstraße mit 40 Kilometer Geschwindigkeit passieren?" fragte der Richter.

„Ich bin früher sehr gemächlich gefahren," antwortete Goldstein. ‚Aber stets rannte die Dorfjugend neben meinem Wagen her und ulkte, ob sie vielleicht nachschieben solle. Ich frage, ob das kein Grund ist, schließlich nervös zu werden?"

Der Vorsichtige.

„Fühlen Sie sich verletzt?" fragte der Automobilist besorgt den Mann, den er angefahren hatte, und der sich jetzt die schmerzenden Glieder rieb.

„Ich weiß es noch nicht. Ich werde erst mal mit meinem Rechtsanwalt sprechen," war die Antwort.

Durchaus natürlich.

Lebensversicherungsagent (zu einer Witwe): „Sie sagten gestern, Ihr Mann sei eines natürlichen Todes gestorben, und heute erfahre ich von anderer Seite, daß er durch ein Auto ums Leben kam!"

Witwe: „Nun, ist das nicht heutzutage ein ganz natürlicher Tod?"

Die gefährdete Unschuld.

Ein altes Frauchen, so um die siebzig herum, war in der Stadt gewesen und befand sich auf dem Heimwege nach seinem Dorfe. Ein Automobil überholte es, und die freundlichen Insassen luden die gebückte Alte ein, doch eine Strecke Weges mitzufahren. „Nee! Nee!" sagte aber das Mütterchen, „nee! mitföhren do ick nich! Ick heff all so veel von Mäkenhändlers hört! Nee, dat is mi to gefährlich."

Ein Begabter.

„Meine Herren," sagte der Lehrer einer Schule für Kraftwagenführer zu den angehenden Kilometerfressern, „die Hauptsache ist, die Geschwindigkeit den Wegeverhältnissen anzupassen, damit Sie nicht die Herrschaft über den Wagen verlieren."

Dann beauftragte er den künftigen Autodroschkenführer Schnakemeyer, diese Weisheit zu wiederholen.

„Ich muß stets so fahren," sagte Schnakemeyer, „daß ich die Herrschaften im Wagen nicht verliere."

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. **Alexander Jursch, Poznań.**